

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1909)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Mitteilungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kleine Mitteilungen.

Leutnant Shackleton über seine Südpolexpedition. Leutnant Shackleton, der Führer der erfolgreichen britischen Südpolexpedition an Bord des „Nimrod“, ist am 12. Juni in Dover eingetroffen und dort von einem Vertreter des Reuterschen Bureaus interviewt worden. Obschon Leutnant Shackleton dem Interviewer aus naheliegenden Gründen — er ist seinem Verleger Heinemann in London gegenüber verpflichtet, vor der Veröffentlichung seines Buches keine zusammenhängende Darstellung über die Expedition der Öffentlichkeit zu übergeben — nur kleine Bruchstücke aus dem Zusammenhange seines gefahrvollen Unternehmens erzählen konnte, so sind diese doch interessant genug, um ausführlich wiedergegeben zu werden.

Von den ungeheuren Schwierigkeiten, denen das Unternehmen Shackletons begegnete, gibt seine Erzählung einen naturgemäss zwar unvollkommenen, immerhin aber hinlänglich deutlichen Begriff. „Auf dem grossen Plateau, kurz ehe wir unsern äussersten südlichen Punkt erreichten,“ sagte er, „wurden wir infolge Nahrungsmangels von Stunde zu Stunde schwächer; wir beschlossen daher, das Wagnis zu unternehmen, auf der grossen Ebene, wo kein zusammenhängendes Land in Sicht war, ein Depot zu errichten und trotz unserer Schwäche vorwärts zu dringen. Um den Weg zurück finden zu können, steckten wir unserem Pfad entlang mehrere Stöcke in den Boden, an denen wir Flaggen befestigt hatten. Plötzlich erhob sich jedoch ein furchtbarer Sturm, der alle diese als Wegweiser dienenden Stangen fortfegte. Zum Glück waren die Spuren unseres Schlittens noch sichtbar, so dass wir das Depot erreichen konnten.“

Am 26. Januar d. J., als wir über dreissig Meilen von unserem Depot entfernt waren, ging unser Nahrungsvorrat zu Ende. Wir konnten das Depot zwar deutlich erblicken, trotzdem war es aber für uns fast unerreichbar, weil der weiche Schnee das Gehen und Fahren ungemein erschwerte und ausserdem zahlreiche verräterische Gletscherspalten unsern Augen verbarg. Unter grossen Mühen bahnten wir uns langsam unsern Weg durch Schnee und Schneesturm, schienen aber unserem Ziele — dem Depot — um keinen Schritt näher zu kommen. Die Lage war verzweifelt. Zwei von uns, die völlig erschöpft waren, brachen mitten auf dem Wege zusammen, nachdem sie sich aber ein wenig erholt hatten, setzten sie mit dem Aufgebot ihrer ganzen Energie ihren Weg fort. Dem Umfallen nahe, erreichten wir endlich das Vorratsdepot. In den letzten 34 Stunden hatten wir ausser ein wenig Tee nichts genossen, und vor dieser „Mahlzeit“ hatten wir nichts als ein wenig von halbgekochtem Mais genossen, — sicherlich kein allzu grosser Vorrat an Nährstoffen für eine derartige Wanderung bei einer Temperatur von 30 bis 40 Grad unter Null. Trotzdem waren wir an jenem Tage sechzehn Meilen in 22 Stunden marschiert.

Ein andermal wurden wir durch einen starken Ruhranfall derart geschwächt, dass wir uns kaum mehr vom Fläck rühren konnten. Wir waren damals volle neunzig Meilen von unserem Nahrungsdepot entfernt. Es kommt mir noch heute wie ein Wunder vor, dass wir das Depot lebendig erreicht haben.

Diejenige Gruppe unserer Expedition, die die westlichen Gebiete durchforschte, wurde während einer Nacht dadurch sehr unangenehm überrascht, dass das Eis, auf welchem sie eben gingen, sich loslöste und nordwärts getrieben wurde. Volle 24 Stunden sahen diese Männer hilflos dem sicheren Tode im offenen Meere entgegen; plötzlich schlug jedoch die Strömung nach Süden um, die Eisflösse

berührten ganz zufällig auf wenige Augenblicke festes Land, und die kleine Gruppe benützte diesen Augenblick, um ans Ufer zu springen. Knapp zwei Minuten später nahmen die Eisflösse ihre Wanderung seewärts wieder auf. Am nächsten Tage wurden ihre heliographischen Signale vom „Nimrod“ aus bemerkt, und die Herren wurden dann bald aufs Schiff zurückgebracht. Unsere ganze Expedition war von Anfang bis zum Ende reich an solchen aufregenden Zwischenfällen; mehr als einmal ist es dem direkten Eingreifen der Vorsehung zu verdanken gewesen, dass wir nicht eines elenden Todes in der Eis- und Wasserwüste gestorben sind.

Am 9. Januar d. J. haben wir 97 geographische Meilen vom Südpol entfernt die britische Flagge an dem südlichsten Punkte, den wir erreichten, aufgepflanzt. Wir erwiesen der Flagge militärische Ehren und wandten uns, tiefes Bedauern im Herzen, wieder rückwärts; wir wussten, dass es uns nicht beschieden war, das Endziel unserer Expedition zu erreichen, denn wir waren am Ende unserer Kräfte und unserer Lebensmittel angelangt. Ein weiterer Versuch vorzudringen, wäre dem sichern Tode gleichgekommen. Meine Kameraden waren trotzdem bereit weiterzugehen, wenn ich es verlangte; dies wäre aber der helle Wahnsinn gewesen. Wir hätten unser Leben gänzlich nutzlos geopfert. Der Gedanke, dass wir, wenn wir weitere 25 Pfund Biskuit und 30 Pfund Fleischkonserven mit auf die Fahrt genommen, sicherlich den Südpol erreicht hätten, war für uns nicht eben tröstlich. In den letzten Tagen, welche der Aufpflanzung der britischen Flagge vorangingen, hatten unsere Nahrungsvorräte derart abgenommen, dass wir schliesslich auf eine Ration von 16 Unzen pro Mann und Tag gekommen waren. Unsere Lebenskraft war durch diese mangelhafte Ernährung ausserordentlich herabgesunken.

Wir befanden uns damals auf einem 10,000 Fuss hohen Plateau und die Temperatur fiel mitunter auf 40 Grad unter Null. Sechzig Meilen, ehe wir unseren südlichsten Punkt erreichten, wurden wir durch einen Sturm von einer Windstärke von 70 bis 90 Meilen per Stunde zum Stillstand gebracht. Eigentlich hatten wir schon vom 19. Dezember an, also volle drei Wochen, fast ununterbrochen mit Schneestürmen zu kämpfen gehabt. An dem denkwürdigen Tage, dem 9. Januar, legte sich die Heftigkeit des Sturmes erheblich, und als wir gegen 1 Uhr morgens aus unseren Schlafsäcken krochen, waren wir mehr tot als lebendig. Nach einem knappen Frühstück setzten wir unseren Marsch fort, aber der Sturm nahm an Heftigkeit wieder dermassen zu, dass ich um 9 Uhr beschloss, der Expedition nunmehr ein Ziel zu setzen.

Ehe wir den Rückweg antraten, sahen wir durch unsere Ferngläser noch einmal das vor uns liegende, zum Südpol führende Gelände genau an. Wir erblickten kein Zeichen von höhern Bergen. Daraus geht hervor, dass der Südpol auf jenem Plateau liegt und nicht von Bergen umgeben ist.“

Ueber die wissenschaftlichen Resultate der Expedition befragt, erklärte Leutnant Shackleton: „Das hauptsächlichste Ergebnis liegt natürlich darin, dass wir einen südlicheren Breitengrad erreicht haben, als die früheren Südpol-Expeditionen. Wir haben neue Gebirge und grosse Eisberge entdeckt, haben die Felsen jener Gebirge genau untersucht und Probestücke davon mitgebracht. Die Entdeckung von Sandgestein mit Kieseln, die vom Wasser abgescheuert sind, sowie neuere Kohlenarten und Kalksteine halte ich für ein Ergebnis von äusserster Wichtigkeit.“

Auf der Rückreise mussten die Mitglieder der Expedition, die körperlich aufs äusserste erschöpft waren, alles, was sie nur irgend entbehren konnten, auf dem Wege zurücklassen; die geologischen Muster behielten sie jedoch bei sich,

trotzdem sie dadurch ein Gewicht von 35 bis 40 Pfund mit sich zu schleppen hatten. Die Expedition hat auch wertvolle Beobachtungen zur Feststellung der oberen atmosphärischen Strömungen, sowie magnetische Beobachtungen und mikroskopische Untersuchungen anstellen können.

Die Expedition bot den Mitgliedern begreiflicherweise nur wenig Gelegenheit zu Zerstreuungen. Ausser gelegentlicher Lektüre stand ihnen nur ein Grammophon zur Verfügung, von welchem sie allerdings möglichst häufig Gebrauch machten. „Im Sommer,“ erzählte Leutnant Shackleton, „brachten wir das Grammophon dicht an die Stellen, wo die Pinguine lagerten und setzten die Walzen in Bewegung. Hunderte dieser eigenartigen Vögel wackelten dann einer nach dem andern auf die Maschine zu und benahmen sich bei den Klängen der Musik beinahe wie Menschen. Sie zeigten sich sehr erstaunt, als sie die Klänge des bekannten Liedes „Walks me around again, Willy“ hörten, und ich muss sogar sagen, dass diese Melodie die älteren unter den Vögeln zu verletzen schien, denn sie wandten sich, Entrüstung in ihren Mienen, wieder von der Musik ab. Ich habe von diesen Grammophon-Konzerten und ihrem eigenartigen antarktischen Publikum einige gelungene photographische Aufnahmen gemacht.“

Leutnant Shackleton äusserte sich schliesslich in betreff zukünftiger-Südpol-Expeditionen dahin, dass es besser wäre, die von ihm eingeschlagene Route nicht wieder zu befolgen, sondern einen anderen Weg nach dem Südpol zu suchen. Er meint, dass von der Weddellsee-Seite her die Aussichten auf Erreichung des Südpols und auf Entdeckung neuer Gebiete grösser seien.

Die Expedition hat zwei wichtige Erfolge erzielt: sie ist bis zu 88 Grad 23 Minuten südlicher Breite vorgedrungen, hat also den Südpol nahezu erreicht — denn es fehlten nur noch 68 Kilometer bis dorthin — und hat ausserdem die Lage des magnetischen Südpols festgestellt. Jede dieser Tatsachen allein wäre hinreichend, um der Expedition dauernden Ruhm zu verleihen. Der zweite ebenso bedeutende Erfolg ist die Festlegung des magnetischen Südpols, welcher sich im Viktorialande selbst unter 72 Grad 25 Minuten südlicher Breite und 154 Grad östlicher Länge von Greenwich befindet. Nachdem erst vor kurzem Amundsen die Lage des magnetischen Nordpols genau bestimmt hat, sind nunmehr beide magnetischen Pole in ihrer Lage festgestellt und ist damit ein äusserst wichtiges Ergebnis für die Wissenschaft erzielt worden.

Wien am Krähenbach. Im „N. W. Tagblatt“ plaudert Dr. W. Meyer in amüsanter Art über den Ursprung der Donau, wobei er ausführt, dass Wien nicht an der „schönen blauen“ Donau liegt, sondern, wenigstens zwei Monate jeden Jahres, am Krähenbach, der an Wien, Budapest und anderen schönen Städten vorüber in das schwarze Meer fliesst, während in derselben Hochsommerzeit die wirkliche Donau als Nebenfluss des Rheins nach der Nordsee wandert. Hier die Begründung: Jedermann weiss, dass die Donau im Schlossgarten zu Donau-eschingen — nicht entspringt; dort vereinigen sich nur die zwei von den Höhen des Schwarzwaldes kommenden Quellbäche Brege und Brigach und das bereits recht ansehnliche Flüsschen wandert zwischen den Höhen der Schwäbischen Alb munter gegen die württembergische Grenze. Bei Immendingen schiebt sich ein Bergrücken von Norden her vor, den die junge Donau im weiten Bogen umfliessen muss. Im Süden setzt sich der Bergrücken fort und das dazwischen liegende Talgebiet scheint einst einfach abgerutscht oder versunken zu sein. Flussabwärts zeigen sich eigentümliche Strudel, man hört gurgelnde Geräusche, das steinige Bett zeigt immer weniger Wasser und schliesslich verschwindet in den trockenen

Sommermonaten auch der letzte Wassertropfen aus dem Bett der Donau. Kurz, von jener Stelle ab gibt es im Sommer keine Donau mehr; sie fliesst in die Erde.

Die eigentliche Quelle der Donau liegt oberhalb Möhringen, hart an der Grenze von Württemberg und Baden. Der erste und einzige Wasserlauf, der, abgesehen von den später hinzukommenden Nebenflüssen, seinen Weg von der Wasserscheide bis zum Schwarzen Meer direkt nimmt, heisst „Krähenbach“ und folglich liegen Ulm, Regensburg, Passau, Linz, Wien u. s. w. nicht an der Donau, sondern am Krähenbach. — Ein Fluss muss doch zusammenhängend sein und kann niemals aus getrennten Teilen bestehen. Wenn man auch die grössten Mengen Salz oder Farbe um diese Zeit bei Emmendingen in Baden in die Donau schüttet, so kommt davon doch keine Spur bis Tuttlingen, dem ersten Orte in Württemberg an der sogenannten Donau, geschweige denn nach Oesterreich. Es existiert eben keine Wasserverbindung zwischen Baden und Oesterreich.

Wo aber bleibt das viele Wasser der jungen Donau, das die Erde verschlingt? Dieses Rätsel hat ein anderes Naturwunder gelöst! Nur 12¹/₂ Kilometer in der Luftlinie südlich von jenem Knie der Donau, wo sie verschwindet, und 170 Meter tiefer als jene Stelle gelegen, brodeln mit gewaltiger Kraft aus der Tiefe die grösste Quelle Europas, einen teichartigen „Topf“ bildend, herauf, dem sogleich ein starker Bach, grösser als die Donau vor ihrem Verschwinden, entströmt: die Aach. Dieser Aachfluss war vorher die Donau. Als man 1877 versuchsweise 200 Zentner Kochsalz oben in die Donau warf, kam unten durch die Aachquelle die ganze Menge wieder zum Vorschein; ebenso färbte sich die Aach, als man oben in die Donau Eosin gab. Hier wird also der Fluss noch einmal als Aach geboren, der zuerst als Brege und Brigach der Donau das Wasser lieferte. Die Ach fliesst in den Bodensee; sie ist also ein Nebenfluss des Rheins und folglich ist auch die Donau nichts anderes. Von Donaueschingen gibt es eine zu keiner Zeit unterbrochene Wasserverbindung mit der Nordsee, nicht aber mit dem Schwarzen Meer.

Müsste nun nicht unter diesen Umständen die Aach eigentlich Donau heissen? Nein. Wo die Donau oben versinkt, hat sie nur etwa 2000 Sekundenliter Wasser; die Aachquelle weist aber etwa 7000 Sekundenliter auf. Es müssen also in der Tiefe noch viele andere Wasser zusammenströmen, um die gewaltige Aachquelle zu erzeugen. Und die Donau hat demgemäss nicht einmal Anspruch darauf, als Nebenfluss des Rheins zu gelten; sie ist in Wirklichkeit nur ein Nebenfluss seines Nebenflusses Aach.

Professor Endriss (Stuttgart), der sich ganz besonders mit dem Studium dieser merkwürdigen Naturerscheinung befasst, gibt als einzig mögliche Erklärung, dass sich etwa auf dem Niveau des Aachtales ein ausgedehnter Höhlenraum befindet, der das Wasser der Donau und noch viele andere Sickerwasser aufnimmt und einen unterirdischen Fluss bildet, der einstmals in der Gegend der gegenwärtigen Aachquelle hervorbrach. Diese Oeffnung wurde aber später, als am Ende der Eiszeit sich das Tal mit Gletscherschutt bedeckte, soweit zugeschüttet, als es die kräftig ausbrechenden Wasser gestatteten, die sich nun einen Weg nach oben durch den Schutt bahnen mussten und so den gegenwärtigen „Aach-Topf“ bildeten. — Damit ist das Rätsel der verschwindenden Donau gelöst. Und Dr. W. Meyer hat Recht, wenn er behauptet, Wien liege nicht an der schönen blauen Donau, sondern am lieblichen Krähenbach.